

Die Standards unserer Zivilisation schwächen die Lebensfähigkeit religiöser Symbole, in einer Weise, daß sie den Leuten gestatten, die Zeit auszufüllen und vor den Grundfragen des Lebens zu flüchten.

Leszek Kolakowski

Fragen zum deutschen Gegenwartskatholizismus

Katholizismus ist ein unscharfer Begriff; noch unschärfer und wechselhafter ist die Wirklichkeit, auf die er meist festgelegt wird. Ist eine Kirchengemeinde mit ihrem Seelsorgebetrieb in gleicher Weise Bestandteil des „Katholizismus“ wie eine katholische Familiengruppe, eine katholische Schule oder ein katholischer Arbeiterverein? Kann die Deutsche Jugendkraft ebenso dazugezählt werden wie eine Kongregation von Barmherzigen Schwestern oder ein Priesterseminar? Oder gehören letztere nicht eigentlich in diese Rubrik, während erstere etwas spezifisch „Katholisches“ darstellt? Meist wird Katholizismus verstanden als *sozialkulturelles Substrat kirchlichen Lebens*. Dann verkörpern ihn Diözesanverwaltungen ebenso sehr wie die Protestgruppen einer katholischen Gegenkultur um den „Kritischen Katholizismus“. Manche heben ihn schärfer von der *theologischen Realität Kirche* ab. Dann ist er vornehmlich der Träger jener gesellschaftlichen Derivate katholischer Lebensgestaltung, die Ausprägung eines bestimmten Milieus und so sehr orts- und zeitbedingt sind, daß sie mit der Kirche insgesamt auf keinen Fall gleichgesetzt werden können.

Diese Umschreibungsversuche sind in sich plausibel; sie bewegen sich aber alle in der Gefahrenzone ideologischer und politischer Mißverständnisse. Katholizismus wird so leicht zum Synonym für den politisch-gesellschaftlichen Lobbyismus der Katholiken, oder er tritt in die Reihe der vom 19. Jahrhundert ererbten Rumpfidologien und erscheint nach der „Schematik ideologischer Systeme“ (*J. Ratzinger*) neben Sozialismus, Kapitalismus, Liberalismus usw. als eine Mischung von Weltanschauung und Interessenverband. Es läge also nahe, „das Wort allmählich aus dem Gebrauch zu ziehen“ (*W. Dirks*). Doch hat es seine unverzichtbaren Vorteile gegenüber dem Sprachgebrauch Kirche. Was man unter Kirche versteht, ist zu sehr theologisch und im Umgangssprachgebrauch auch zu sehr institutionell besetzt, um den Reichtum an Formen und Organisationen, die insbesondere die Problematik des deutschen Katholizismus bilden, angemessen auszudrücken.

Hier ergibt sich jedoch von selbst ein möglichst kirchennahes Verständnis von Katholizismus, weil die Fragen, um die es geht, gerade entlang der Nahtstellen zwischen Kirche als Glaubensgemeinschaft und Katholizismus als kirchlicher Lebensform angesiedelt sind.

Dieser durchlebt gegenwärtig keine glanzvollen Zeiten. Das hängt nicht nur mit dem sog. Funktionsverlust der

Kirche zusammen, mit dem Übergang von einer allseitigen Durchdringung der Gesamtgesellschaft zu einem speziellen Sozialsystem, das immer mehr Aufgaben an konkurrierende Systeme abgibt. Es ist auch nicht einfach das Ergebnis eines zunehmenden Öffentlichkeitsverlustes. Nimmt man die laufenden Umfragen zu diesem Thema ernst, so wird dieser Verlust sogar überschätzt (vgl. HK, Oktober 1971, 495 ff.). Der Zeitgenosse *erwartet* von der Kirche nicht wenig, auch wenn diese Erwartungen mehr auf soziale Werte und auf den lebenshilflichen Bereich als auf das im eigentlichen Sinn Religiöse an der Kirche gerichtet sind. Daß der Katholizismus auch *politisch* keine quantität négligeable ist, zeigt das Werben der politischen Parteien um ihn. Daran mag viel Taktik sein, aber auch Taktik hat ihren Grund in der nüchternen Einschätzung real möglicher Einflüsse.

Was unterscheidet den deutschen Katholizismus?

Die *Ursachen* für mangelnde Wirksamkeit liegen primär anderswo: nicht zuletzt in der nachlassenden Bereitschaft der Gruppen und Einzelpersonen, die sich aus Tradition und Gésinnung zur Kirche bekennen, sich auch für religiöse Zielsetzungen zu engagieren. In einem Vorentwurf der Sachkommission IX der Gemeinsamen Synode (vgl. ds. Heft, S. 46) heißt es zwar, noch nie hätten so viele Menschen im Dienst der Kirche gestanden wie heute. Nehmen wir an, eine solche Behauptung halte einem geschichtlichen Vergleich stand. Aber die große Zahl der kirchlich Beschäftigten konzentriert sich auf immer kleinere Gruppen; weder die sog. Fernstehenden noch die breitere Schicht der „Praktizierenden“ werden vollkirchlich erfaßt. Und das Stichwort der nur teilweisen Teilnahme oder Identifizierung findet seinen konkreten Niederschlag auch im Kreis sog. Kerngemeinden.

Doch das sind Zeiterscheinungen, die der deutsche Katholizismus mit den Katholizismen aller westlichen Industrieländer teilt. Er verfügt aber über Merkmale, die ihn von allen anderen Katholizismen unterscheiden. Es sind *Vorteile*, die nicht übersehen werden können. Nennen wir als ersten, den materiellsten, die wirtschaftliche Situation. *Es gibt gegenwärtig keinen Katholizismus mit so wenig finanziellen Sorgen wie den deutschen*. Das Kirchensteueraufkommen wächst mit den staatlichen Steuerprogressionen; selbst die steigenden Inflationsraten können das Gleichge-

wicht kirchlicher Finanzen nicht eigentlich stören. Kein anderer Katholizismus, auch nicht der amerikanische, erfreut sich gegenwärtig so großer finanzieller Unabhängigkeit von den Kapitalträgern und von den verschiedenen kirchenorientierten Geldgebern, die Kirche nicht selten im Sinne ihrer Sonderinteressen zu instrumentalisieren versuchen. Diese finanzielle Unabhängigkeit ist in einer Zeit gegensätzlicher politischer, sozialer und auch kirchlich-theologischer Optionen innerhalb der Kirche doppelt hoch zu veranschlagen. Es fällt der Kirche so sehr viel leichter, sich trotz befürchteten Geldentzugs Gruppenpressionen zu widersetzen. Es wäre falsch, die Vorteile der finanziellen Sicherheit und Unabhängigkeit primär nur der „amtlichen“ Kirche zuzuschreiben; der Katholizismus als ganzer, von den Räten über die Verbände und die Bildungseinrichtungen bis hin zum Zentralkomitee der deutschen Katholiken, profitiert und lebt zum Teil davon. Deshalb die Frage eins: *Wird diese noch vorhandene wirtschaftliche Unabhängigkeit der Kirche in Deutschland genutzt für eine Überprüfung der Prioritätenliste pastoraler und „gesellschaftlicher“ Aufgaben, die der deutsche Katholizismus wahrzunehmen hat?* Oder führt die sichere Finanzbasis nur zu einer angeblich wirkungsvolleren Selbstdarstellung der Katholiken? Oder zieht sie gar eine unbekümmert konzertierte Inflation von neuen Gremien und Geschäftsstellen nach sich, die auf dem Reißbrett alle als zweckmäßig erscheinen, deren pastorale oder soziale Wirksamkeit aber minimal ist? Ein Spaßvogel berechnete allein die Forderungen auf dem Trierer Katholikentag 1970 nach neuen Geschäftsstellen und hauptamtlichen Mitarbeitern im Bildungs- und Sozialbereich auf 100 Millionen. Tut man jetzt innerhalb der „Strukturkommissionen“ der Synoden mit der Planung der vielen Geschäftsstellen in Stadt, Dekanat und Region nicht wieder Gleiches? Geht nicht die ehrenamtliche Mitarbeit, weil auf diese Weise scheinbar entbehrlich, im bleibenden Finanzsegen unter? Zu prüfen wäre: Wieweit schwächen die wirtschaftlichen Vorteile den geistlichen Reichtum, oder wieweit wird dieser für den seelsorglichen Einsatz voll und rational genug genutzt?

Ein zweiter „Vorteil“ ist gegenüber anderen Katholizismen nicht zu übersehen. Die Anzahl der *Gottesdienstbesucher* geht zwar in den letzten Jahren in Stadt und Land erheblich zurück. Aber die Zahl der sog. „Praktizierenden“ liegt jedenfalls in der Bundesrepublik bedeutend höher als in benachbarten katholisch geprägten europäischen Ländern. In Deutschland wird selbst noch in Großstädten wie München und Köln der Anteil der Gottesdienstbesucher an Sonntagen zwischen 20 und 30% geschätzt, während die sog. Dominikantenziffer beispielsweise in Pariser und in Wiener Pfarreien bis unter die 10% sinkt. Nun sagt der Sonntagsgottesdienstbesuch über den Grad kirchlicher Zugehörigkeit und über die Schwäche oder Stärke katholischen Lebens wohl etwas, aber sicher nicht alles aus. Man geht kaum fehl, wenn man selbst von diesem Faktor noch einige Abstriche macht: Immerhin ist bei der mittleren und auch älteren Generation noch ein gutes Stück Gewohnheit dabei, die durch *Kirchengebot* prohibitiv verstärkt wird. In einer in Glaubensfragen zu einem guten Teil gleichgültigen gesellschaftlichen Umgebung ist es weder ein Ehrverlust noch ein Prestigege Gewinn, den Normerwartungen, die die Kirche an ihre Glieder stellt, im gesellschaftlichen Erscheinungsbild einigermaßen zu entsprechen. Aber es ist, um es mit einem ungeeigneten Wort auszudrücken, ein breites Potential vorhanden, das kirch-

licher Verkündigung offensteht. Dieses Potential ist trotz der Unlust sich zu organisieren, auch durch katholische Laienaktivitäten, verbandlich, in freien Gruppen und durch Gesprächsangebote ansprechbar. Auch unter der rebellischen Jugend gibt es genügend offene Frager, die religiöser Information oder einem Glaubensgespräch nicht ausweichen. Deshalb die Frage zwei: *Verstärkt man das Bemühen, dieses Potential zu wecken durch aufrüttelnde Predigt und Gottesdienstgestaltung, die den ansprechbaren Gruppen zu einem lebendigen Glaubenszeugnis verhelfen kann?* Oder entkräftet man die *Sammlung der Gemeinden* durch immer mehr, immer enervierendere und entsprechend wirkungslose und frustrierende *Sonderangebote*? Wird nicht auch zu sehr verwaltet (von der Geistlichkeit) und zuviel nutzlos programmiert und diskutiert (durch Gruppen und Räte) auf Kosten einer gezielten nachgehenden Seelsorge?

Noch einen dritten Vorteil wird man dem deutschen Katholizismus gegenüber dem Katholizismus in anderen Sprachräumen zusprechen müssen. Die deutschen Katholiken verfügen auf Grund der deutschsprachigen Variante im Partnerschaftsverhältnis zwischen Kirche und Staat über ausreichend katholisch-theologische Fakultäten an staatlichen Universitäten (11 in der Bundesrepublik, 4 in Österreich, 1 in der deutschsprachigen Schweiz plus eine gemischtsprachige). Sie verfügen damit auch über eine zureichende *Ausstattung für theologische Forschung und Lehre*, über genügend Bibliotheken, Forschungsgelder und wissenschaftliches Hilfspersonal. Darauf mag es zu einem Teil zurückzuführen sein, daß im deutschen Katholizismus nicht nur namhafte Theologen der älteren Generation das Wort führen, sondern im Zuge der theologischen Neubestimmung nach dem Konzil auch eine mittlere und jüngere Theologengeneration heranwächst, die auf allen Gebieten der Theologie die neu aufgebrochenen Fragen weiterführt. Der deutsche Katholizismus verfügt über eine Gruppe namhafter Exegeten, die an Niveau und Forschungsintensität der protestantischen Bibelwissenschaft nicht nachstehen. Ähnliches gilt für die systematische, nicht unbedingt für die praktische Theologie. Der französische Katholizismus, in seinem theologischen Nachwuchs immer stark an den großen Orden, Dominikaner und Jesuiten, orientiert, hatte seine theologische Glanzzeit in den vierziger und fünfziger Jahren. Gegenwärtig macht sich nicht nur die Knappheit der finanziellen Mittel bemerkbar, es fehlt jetzt schon an einer nachrückenden Theologengeneration. Aber gleich stellt sich die dritte Frage: *Wie steht es mit dem Umsetzungsprozeß der wissenschaftlichen Theologie in die doppelte kirchliche Praxis: in den kirchlichen Führungsstil auf der einen und in die katholischen Gemeinden, Gruppen und Vereine auf der anderen Seite?* Der Rang der theologischen Bildung unseres Klerus ist nicht anzuzweifeln. Auch gibt es vielerlei durchaus glückliche Initiativen theologischer Erwachsenenbildung. Innerhalb der Synode und durch einzelne Theologen wird versucht, die zentralen Inhalte der Verkündigung in konzentrierter Form wieder neu verständlich zu machen (vgl. ds. Heft, S. 46). Aber wird genügend theologischer und menschlicher Tiefgang im Gottesdienst und in der Predigt sichtbar? Oder zieht man sich auf Alltagströstung mit oder ohne sozialer Pointe zurück? Wo in der Predigt, in der Erwachsenenbildung, im Glaubensgespräch unter Laien wird der existentielle Glaubensreichtum der Bibel, der durch die neuere Exegese noch reicher erschlossen wird, theologisch und geistlich vermittelt?

Besorgniserregende Ausfallerscheinungen

Beruhet das Gewicht des deutschen Katholizismus also hauptsächlich auf der größeren finanziellen und *institutionellen Solidarität*, zu deren Festigung auch immer noch die konkordatar oder verfassungsrechtlich verankerten und von der Gesamtgesellschaft respektierte Partnerschaft von Kirche und Staat beiträgt? Dies wäre eine unverantwortliche Vereinfachung. Vieles von dem, was sich im Zuge katholischer Selbstbehauptung seit der Mitte des 19. Jahrhunderts im katholischen Raum durchgesetzt hat, ist gegenwärtig noch im Kern lebendig. Das gilt beispielsweise für die religiöse und soziale, berufsbezogene Bildungsarbeit mancher katholischer Verbände. Im Bildungswesen ist ein eingefleischter Konfessionalismus in wenigen Jahren unter dem Zwang der Verhältnisse abgebaut worden. Es gibt gegenwärtig in viel dünnerer Streuung genügend katholische Modellversuche, in denen neue Schulformen erprobt werden. Aber das sind Vorgänge in Teilbereichen bei großen *Ausfallerscheinungen* im Kern und an der Wurzel.

Die vielleicht wichtigste Ausfallerscheinung liegt ganz offensichtlich in einer *spirituellen Armut* des deutschen Katholizismus. Wir meinen damit den Mangel an glaubensbewußter und zeugnishafter Ausstrahlung, die Ergebnis einer intensiven christlichen Schulung und Persönlichkeitsbildung ist und die auf die soziale Umwelt einwirkt. Selbstverständlich bemühen sich nach wie vor Verbände und Gruppen um eine existentielle Vertiefung in der Glaubenshaltung ihrer Mitglieder. Aber das Interesse an den Angeboten der sog. Intensivseelsorge (Exerzitien, Einkehrtage), die in der Nachkriegszeit bei Erwachsenen und in der Jugendarbeit einmal zu neuer Blüte kamen, hat merklich nachgelassen; nicht nur unter Laien, auch unter Priestern. Man hat die bisherigen Formen solcher Intensivseelsorge aufgelockert, das Angebot zergliedert, aber das Ergebnis ist nicht ermutigend. Es fehlt auch nicht an solider theologischer Literatur, an Anstrengungen der theologischen Erwachsenenbildung, ein Glaubensbewußtsein zu schaffen, daß sich ohne Rekurs auf bloße Gesetzmäßigkeit persönlich und sozial verantwortet.

Aber, das ist die vierte Frage, *fehlt es nicht im katholischen Literatur- und Bildungsbetrieb am Willen oder vielmehr an der Fähigkeit, hinter theologische und kirchlich-institutionelle Kontroversen zurückzugreifen, auf eine existentiellere, zugleich den Fernstehenden, aber Fragen den ansprechende Vermittlung der Glaubensmotive?* Ist vieles in unserem kirchlich-religiösen Gespräch nicht Strukturgezänk und kaschierter spiritueller Leerlauf? Wie werden die Chancen einer Glaubensvertiefung pädagogisch genutzt? Ist man in der Neugliederung christlicher Initiation (Taufe, Bußeübung, Eucharistie, Firmung), überhaupt in der Sakramentenpraxis, nicht recht hilflos (vgl. ds. Heft, S. 46)? In Frankreich scheint man bezüglich einer bewußten Hinführung zu christlicher Existenz mittels einer dem persönlichen und sozialen Reifungsprozeß angepaßten Sakramentenpastoral sich mehr Mühe zu machen und unbefangener vorzugehen (vgl. ds. Heft, S. 14 ff.). Der Reichtum an theologisch solidem spirituellem Schrifttum ist dort ebenfalls erstaunlich groß. In Frankreich und noch ausgeprägter in Italien gibt es eine Vielfalt von sehr kleinen, aber spirituell lebendigen Gruppen auch unter dem sog. Katholizismus des Widerspruchs. Diese engagieren sich wie unsere „kritischen“ Gruppen und Ein-

zelgänger sehr stark gesellschaftskritisch, meistens mit linkskatholischen, sozialistischen Programmen. Sie ringen aber zugleich viel stärker, als es bei uns zu beobachten ist, um die geistlich-soziale Erneuerung ihres Glaubens. Wo sind bei uns vergleichbare Gruppen, sieht man von Säkularinstituten, von manchen von Frankreich her inspirierten Familienkreisen oder Organisationen wie der Aktion 365 einmal ab? Und gibt es nicht ein enormes kontemplatives Defizit auch im Klerus?

Eine weitere Ausfallerscheinung des deutschen Gegenwartskatholizismus liegt in *mangelnder Weltzuwendung*. Dies erscheint paradox, wo doch alle Welt vom neuentdeckten Weltbezug der Kirche, von einer Öffnung christlichen Bewußtseins für die Verantwortung für die weltlichen Sachbereiche, von Einsatz von mehr Gerechtigkeit und von systemverändernden Reformen spricht. Aber das Paradox löst sich bei näherem Hinsehen bald auf. Hinter ihm steckt das von Prof. Kaufmann in diesem Heft (S. 31) angesprochene Ringen um eine Erhöhung der strukturellen Variabilität der Kirche. Dieses Ringen kommt nicht nur aus der Überzeugung, daß es mit den Individualrechten der Katholiken und der innerkirchlichen Mitbestimmung traditionellerweise nicht gut bestellt ist. Es geht auch um die Überzeugung, daß Weltverantwortung nur zeit-, sach- und situationsgerecht wahrgenommen werden kann, wenn die Handlungsstrukturen der Kirche gelockert bzw. flexibler werden. Weltengagement setzt also die kirchliche Strukturreform voraus.

Diesem Argument ist recht zu geben. Es würden sich jene täuschen, die aus mangelndem Empfinden für die vitale Bedeutung des *strukturellen Moments* oder auf Grund eines spiritualisierten Verständnisses der Kirche durch scharfe Trennung zwischen Amts- und Laienfunktionen unbewußt den *Dualismus* zwischen Geistlichem und Weltlichem weitertradieren. Aber in diesem Bestreben nach mehr Weltverantwortung durch Auflockerung der innerkirchlichen Strukturen wird eine große Ohnmacht, jedenfalls ein Stück Unvermögen des Katholizismus sichtbar. Manche Energien werden durch die mangelnde Veränderungsbereitschaft der kirchlich Verantwortlichen gehemmt. Aber noch deutlicher erfährt der Katholik die Schwierigkeit, christliches Bewußtsein in soziale Umwelt zu übersetzen. Deshalb die Frage fünf: *Rührt nicht die kirchliche Introversion, der Streit um Rechte und variablere Strukturen, ein wenig auch davon her, daß sich der Katholik, vielleicht ganz allgemein der Christ, angesichts der empfundenen Ohnmacht in der Gegenwartsgesellschaft in die innerkirchliche Auseinandersetzung flüchtet, gelegentlich dort sogar soziale Ersatzrollen spielt?*

Eine dritte Ausfallerscheinung ist ein akuter Mangel an Toleranz. Dieser Mangel wird jedesmal schmerzlich empfunden, wenn irgendein heißes, katholisch relevantes Eisen in die Diskussion gerät. Es kann der schulische Religionsunterricht, es kann der § 218 sein; es kann sich aber auch um theologische Fragen, um Fragen innerkirchlicher Praxis oder um die gegenwärtige deutsche Ostpolitik handeln. Das Ende von „Publik“ und mehr noch das Echo auf dieses Ende war der krasseste Beweis für die Mangelerscheinung Toleranz im deutschen Katholizismus (vgl. auch ds. Heft, S. 25). Die Argumente, die in den Leserbriefspalten der Tagespresse zwischen Befürwortern und Gegnern der Wochenzeitung gewechselt wurden, unterboten oft jedes zumutbare Niveau. Und über das Verhältnis Publik und Kirchenpresse wäre bei dieser Gelegenheit noch ein eigenes

Kapitel zu schreiben. Deshalb die Frage sechs: *Sind die Zeichen eklatanter Intoleranz nicht auch Ausdruck eines noch nicht überwundenen Inferioritätsgefühls?* Dieses scheint sich einmal nach außen Luft zu machen; ein andermal wendet es sich nach innen: einmal gegen die Bischöfe, die den Ausbruch aus dem vielzitierten Getto verhindern, oder gegen das Milieu, das sich gegen die gewünschte Öffnung sperrt, oder umgekehrt gegen diejenigen, die sich dezidiert für eine solche Öffnung einsetzen.

Fehlt der Mut zu sich selbst?

Warum, so könnte man meinen, fällt es den deutschen Katholiken so schwer, ihre inneren Kontroversen sachlich und loyal auszutragen, mit einem Schuß Liberalität, der christlicher Lebenshaltung durchaus ansteht? Soll dies gerade dem glaubenden Menschen, der von der Erkenntnis der Souveränität Gottes im Reich der Menschen lebt, unmöglich sein? Oder ist dieser Glaube nicht doch zu sehr von eigenen subjektiven Weltbildern und Lebensgewohnheiten überlagert, die nur vermeintlich etwas mit katholischer Überzeugung zu tun haben? Deshalb die Frage sieben: *Gebriecht es den Katholiken, die einerseits anpassungsfreudig sich den Trends der Zeit fügen, die andererseits aber aneinanderreiben und innerkatholische Schwarzweißmalerei betreiben, nicht einfach an Mut zu sich selbst?* Gefühle alter Unterlegenheit aus der Emanzipationszeit brechen noch gelegentlich durch. Die langjährige Debatte über das katholische Bildungsdefizit war sehr aufschlußreich, weil dabei hauptsächlich nur die Nachteile der berufs- und bildungsspezifischen Schichtung der Katholiken im Vergleich zur Gesamtbevölkerung gesehen wurden, aber nicht auch die Vorteile von sozialen und Bildungsberufen mit

katholischem Überhang. Das mögen vordergründige Symptome sein. Der Mangel an Mut zu sich selbst manifestiert sich schon in tieferen Schichten katholischer Diskussion: in der Weise, wie man nach der eigenen Existenzberechtigung fragt; in den vielen „Nochs“ („Braucht die Gesellschaft noch eine Kirche?“) und „Warums“ („Warum wir noch in der Kirche bleiben?“). Hier zeigt sich neben der notwendigen Reflexion über das eigene theologische und gesellschaftliche Fundament doch auch ein Mangel an Vertrauen in die Wirkkraft des Evangeliums, die nicht selten zu seiner Verkürzung führt.

Angesichts dieses schleichenden und die Vitalität katholischen Lebens bei Amtsträgern, Kritikern, Bremsern und Vorandrängern hemmenden Kleinmuts wäre es für Katholiken sicher hilfreich, auch einmal zu fragen, wo ihre Chancen liegen. Im Bereich der *mitmenschlichen Hilfe* von der Lebenshilfe, von Gruppe zu Gruppe bis hin zum Dienst an der politischen Gemeinschaft, sind die Chancen unbegrenzt. Durch die überall *hereinbrechende Sinnkrise*, für die die Flucht in ideologische Sicherungen bis hinein in die politischen Programme kennzeichnend ist, bringt auch einer im Glauben wurzelnden Lebensform, neue Chancen, verstanden zu werden. Gemeinden, Gruppen und Bewegungen haben hier ein weites Arbeitsfeld vor sich. Es kann nicht beackert werden durch einen Katholizismus, der Lebensgewohnheiten zu katholischen Unterscheidungsmerkmalen macht, noch durch einen Katholizismus, der in der Konkurrenz ideologischer Angebote bloß mitmischt. Hilfreich ist hier nur ein Dienst an der Gesellschaft, der als Lebensform aus dem Glauben ebenso werbende wie helfende Begleitung wie auch *Dienst des Widerspruchs* sein kann.

D. A. Seeber

Meldungen aus Kirche und Gesellschaft

Der Referentenentwurf zur Reform des § 218

Seit dem Spätherbst 1971 hat sich die Auseinandersetzung um die Reform der Strafbestimmungen über den Schwangerschaftsabbruch in der Bundesrepublik zugespitzt. Verschiedene Vorgänge signalisieren eine neue Phase. Ende Oktober wurde der *Referentenentwurf des Bundesjustizministeriums* bekannt. Dieser Entwurf, der gegenwärtig den Länderjustizverwaltungen zur Begutachtung vorliegt, passierte Anfang November in einem ersten „Probedurchgang“ mit „leichter“ Mehrheit das Bundeskabinett. Vom 18. bis 20. November folgte der *außerordentliche SPD-Parteitag* in Bonn. Dieser setzte das Thema gegen den Willen der Parteiführung auf Initiative einzelner Bezirksverbände auf die Tagesordnung und entschied sich mit überwältigender Mehrheit (bei nur 16 Gegenstim-

men und 15 Enthaltungen) gegen den Referentenentwurf des Ministeriums und für die sog. Fristenlösung (vgl. HK, September 1970, 435 ff). Zwischendurch kam auch ein *Diskussionsbeitrag aus der CDU*, die sich offenbar mit einem eigenen Gegenentwurf zurückhält. Die Opposition veranstaltete Anfang November eine Fachtagung über den § 218. Laut „Deutschland-Union-Dienst“ (12. 11. 71) hielt die überwiegende Mehrheit der Teilnehmer die Fristenregelung für verfassungswidrig, plädierte jedoch für eine erweiterte Indikationenlösung (bei größten Vorbehalten gegenüber der sog. genetischen Indikation). In dieselbe Zeit fallen zwei Interviews des Bundesjustizministers *G. Jahn*: das erste von Anfang November mit dem „Spiegel“ (8. 11. 71); das zweite zu Beginn des SPD-

Parteitags mit der KNA (19. 11. 71). In diesen verteidigte Jahn die Substanz des Referentenentwurfs gegen Einwände aus entgegengesetzten Richtungen. Es fiel auf, daß der Minister seinen Standpunkt im „Spiegel“-Interview konsequenter, wenn auch kaum standfester als gegenüber KNA verfocht. Zur KNA sprach er bereits von „anderen denkbaren Lösungen“, als sie der Referentenentwurf vorsieht. Er dachte dabei kaum an die Fristenlösung, wohl aber an eine *Erweiterung der sozialen Elemente innerhalb des Indikationenmodells* oder an die Einführung der sozialen Indikation, die u. a. der Bundesgesundheitsminister, Frau *K. Strobel*, auf dem SPD-Parteitag verfocht. Ein Diskussionsbeitrag des Bundesjustizministers im ZDF (28. 11. 71) deutet in die gleiche Richtung.